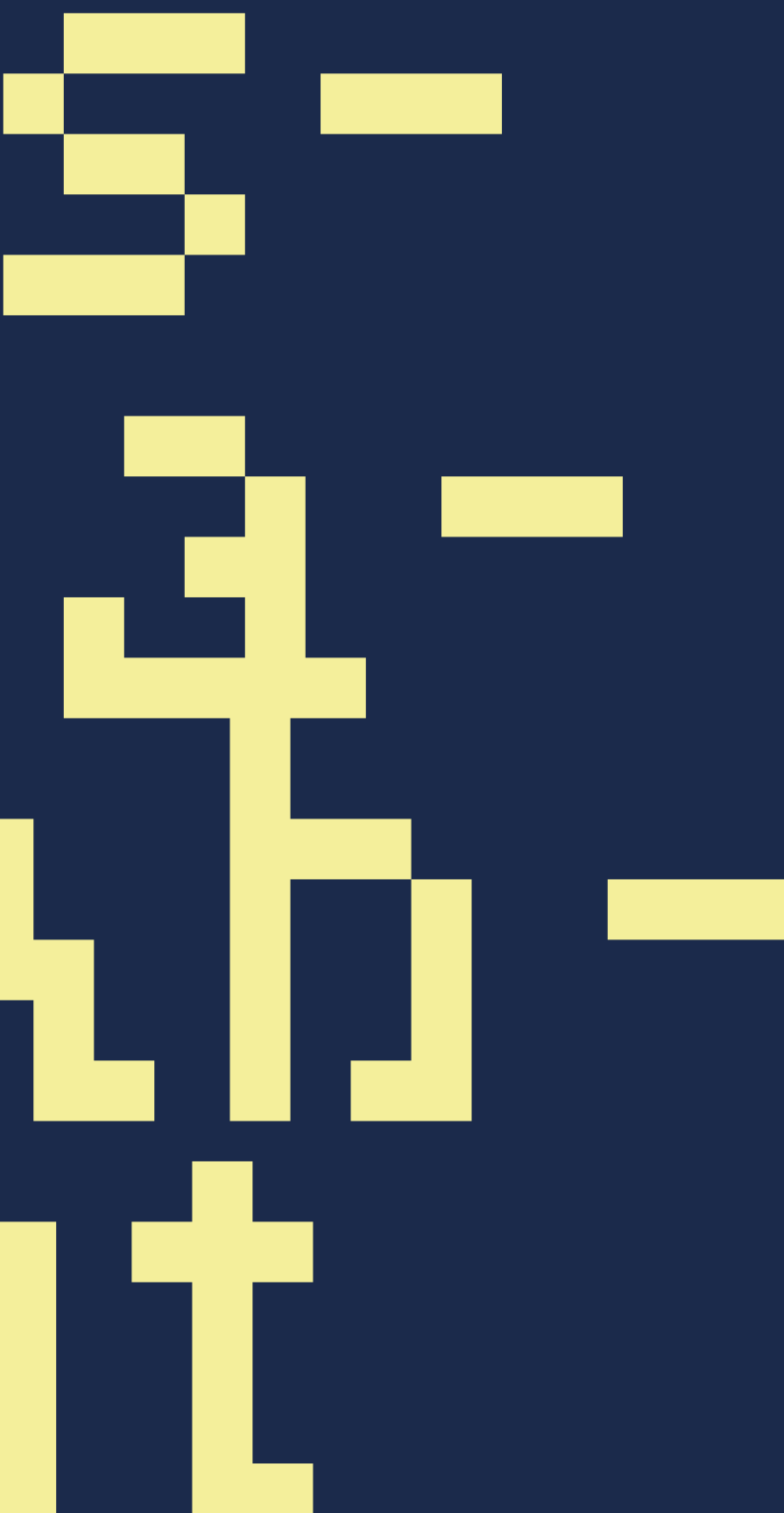




KURATORISCHE REFLEXIONEN:
ERINNERUNG ALS PROZESS

Von statischen Denkmälern
zu lebendiger Praxis

ANJA SALEH

Die Etymologie des englischen Begriffs *remembrance* führt uns zu seinen lateinischen Wurzeln: *memorare* bedeutet ‚sich erinnern‘ und *re-* deutet auf eine Rückkehr hin. Beim Gedenken geht es nicht nur darum, sich an die Vergangenheit zu erinnern, sondern sich ihr mit einem bestimmten Ziel, einer bestimmten Absicht und einem aktiven Engagement für Veränderung wieder zuzuwenden. Dieses Verständnis von Erinnerung bildet die Grundlage meines Beitrags. Jenem Gedanken folgend ist das Erinnern kein passiver, sondern ein aktiver Vorgang: Es schließt ein, die Vergangenheit zu befragen, sich mit ihrem bleibenden Erbe auseinanderzusetzen und sicherzustellen, dass das historische Bewusstsein sowohl gegenwärtige wie auch zukünftige Handlungen beeinflusst.

Im Jahr 2022 äußerte die deutsche Regierung die Absicht, eine Gedenk- und Bildungsstätte zur deutschen Kolonialgeschichte in Betracht zu ziehen. Seitdem wurden jedoch kaum Fortschritte erzielt. In der Zwischenzeit haben Initiativen wie das Netzwerk *Memory in Motion* damit begonnen, Konzepte für die Gestaltung eines solchen Ortes zu entwickeln. Dieser Text befasst sich mit der Frage, wie eine kuratorische und künstlerische Praxis zu einer vielfältigeren und inklusiveren Erinnerungskultur beitragen kann und welche Lehren Deutschland aus anderen Kontexten ziehen könnte, wobei die aus der eigenen historischen und politischen Landschaft hervorgehenden spezifischen Herausforderungen selbstverständlich beachtet werden müssen.

Grenzen traditioneller Archive. Notwendigkeit alternativer Räume

Erinnerungsarbeit muss über die Einrichtung physischer Räume oder die Akkumulation institutioneller Archive hinausgehen. Wie der Historiker für Transnationale Geschichte Professor Lim Jie-Hyun¹ betont, erfordern traditionelle Archive sowohl finanzielle Ressourcen wie auch politische Macht – beide sind ungleich verteilt und werden jenen, die am stärksten von kolonialen Vergangenheiten betroffen sind, häufig verwehrt.

Wie gelingt es, ohne Zugriff auf diese Ressourcen, alternative, nicht-traditionelle Archive aufzubauen, gerade mit Blick darauf, dass Erinnerung nicht statisch, sondern vielschichtig, umkämpft und lebendig ist? Erforderlich ist, dass wir aufmerksam auf das Schweigen, die Auslöschung und

1 Siehe den Beitrag von Jie-Hyun in diesem Band.

die Zensur achten, die unsere Narrative und letztlich unsere Geschichte prägen. Zuhören ist ein aktiver, künstlerischer und politischer Akt. Dem Schweigen zuzuhören bedeutet, es zu interpretieren, zu fragen: Was sagt uns dieses Schweigen? Wessen Interessen dient es? Welche Wahrheiten verbirgt es? Diese Fragen sind insbesondere wichtig in einem Kontext, in dem das koloniale Erbe auf aktuelle Probleme wie systemischen Rassismus, und dem Erstarken antidemokratischer Bewegungen trifft. Diese Verflechtungen zu adressieren, bedeutet nicht nur, sich mit der Vergangenheit, sondern auch, mit den in der Gegenwart fortbestehenden Strukturen der Gewalt auseinanderzusetzen. Deutschlands Mitschuld an heutigen globalen Ungerechtigkeiten spiegelt sich in historischen Ausbeutungsmustern wider. Auch wenn sich konkrete Kontexte unterscheiden mögen, bleiben die zugrunde liegenden Mechanismen systemisch bedingten Leids beunruhigend beständig.

Die Vorstellung von Erinnerung als Nullsummenspiel, bei der die Betrachtung eines historischen Moments auf Kosten eines anderen geht, stellt ein erhebliches Hindernis für inklusive Erinnerungsprozesse dar. Wie Michael Rothberg und andere argumentieren, bietet das Konzept der multidirektionalen Erinnerung einen alternativen Rahmen, der die Verflechtungen der Geschichte und insbesondere historischer Ungerechtigkeiten anerkennt.² Dieser Ansatz erfordert dynamische Räume des Denkens, die in der Lage sind, koloniale Geschichte zu thematisieren und gleichzeitig auf aktuelle gesellschaftspolitische Realitäten zu reagieren. Wichtig ist, dass solche Räume nicht auf urbane Zentren oder elitäre Kulturinstitutionen beschränkt bleiben dürfen. Periphere und ländliche Gebiete werden in nationalen Erinnerungsprojekten oft übersehen. Doch auch sie tragen die Last historischer Gewalt und müssen in die Bemühungen um eine inklusive Erinnerung einbezogen werden. Die Herausforderung geht jedoch über die geografische Repräsentation hinaus. Eine sinnvolle Auseinandersetzung mit diesen Geschichten erfordert eine Neubewertung der Strukturen, die Erinnerung definieren und weitergeben.

Institutionen, die sich als Bewahrer*innen von Kunst und Gedächtnis sehen, müssen Verantwortung für ihre Rolle in der Aufrechterhaltung ausgrenzender Strukturen übernehmen, die uns, die von kolonialen Kontinuitäten in der Vergangenheit oder auch der Gegenwart Betroffenen, nicht einbezieht. Statt etablierte Institutionen lediglich mit neuen Gesichtern zu besetzen und deren Strukturen zu imitieren, müssen neue Formen des Organisierens, Teilens und Erinnerns entwickelt werden, die sich der Kommerzialisierung widersetzen. Dieser Wandel erfordert ein Bekenntnis

2 Michael Rothberg, *Multidirektionale Erinnerung, Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung*, aus dem Englischen von Max Henninger, *Schriftenreihe der bpb* 10745, 2021.

zu menschen- und gemeinschaftsorientierten Ansätzen, die gelebten Erfahrungen Priorität vor bürokratischer Effizienz einräumen / geben.

Herausforderungen eines eigenen Raums

Die Idee eines dem Gedenken an die Kolonialzeit gewidmeten Orts klingt wie ein längst überfälliges Unterfangen, wirft jedoch entscheidende Fragen auf: Welchem Zweck dient er? Wessen Stimmen stehen im Mittelpunkt? Welche Risiken birgt er?

Ein solcher Ort bietet zwar das Potenzial, unterdrückten Geschichten Anerkennung zukommen zu lassen wie auch zum Nachdenken anzuregen, doch besteht bei einem Ort des (Ent-)Lernens auch die Gefahr, zu einem Endpunkt statt einem Ausgangspunkt zu werden. Ein statisches Monument, das Schuld evoziert, statt als Antrieb für systemische Veränderungen zu dienen. Ein auf einen einzigen Raum beschränktes Gedenken birgt die Gefahr, dass Narrative erstarren und von den anhaltenden Realitäten struktureller und in kolonialen Hinterlassenschaften wurzelnder Ungleichheiten entkoppelt werden. Ohne eine Aufnahme der Kolonialgeschichte in das allgemeine deutsche Bildungssystem und ohne die Verknüpfung mit konkreten Maßnahmen, könnte solch ein Ort eher eine symbolische Geste als eine transformative Kraft sein.

Diese Sorge wird durch die prekäre Lage der institutionellen Förderung noch verstärkt. Die jüngste Ankündigung, dass der Raum der *Dekoloniale* in Berlin geschlossen werden muss, ist ein Zeichen für die Angreifbarkeit; eine Entscheidung, die verdeutlicht, wie sehr dem kolonialen Gedenken gewidmete Räume von staatlicher Finanzierung und damit von wechselnden politischen Prioritäten abhängig sind. Da diese Finanzierung aus öffentlichen Steuergeldern stammt, handelt es sich nicht um ein Geschenk, sondern um eine Pflicht. Dennoch werden bei Entscheidungen über die Mittelvergabe gegenwärtige politische Entwicklungen oftmals höher gewichtet als ein nachhaltiges Engagement für Gerechtigkeit und Verantwortung.

Die Rolle von Kunst und (künstlerischer) Bildung

Kunst und Bildung spielen in diesem Prozess der Umgestaltung eine zentrale Rolle. Alternative pädagogische Modelle, die sich auf orale Traditionen, handwerkliches Wissen und gemeinschaftsbasiertes Lernen stützen, haben das Potenzial, vorherrschende Epistemologien in Frage zu stellen und die kritische Befragung zu einem wesentlichen Werkzeug der Erinnerung zu machen.

Meine Arbeit *The Herders and The Weavers Were The First To Know* möchte Hirt*innen und Weber*innen mitsamt ihrer

charakteristischen Handwerkskunst als Träger*innen von Bildungswissen anerkennen. Eng verwurzelt mit ihrer Umgebung, ist ihr jeweiliges Handwerk als erstes von ökonomischen und klimatischen Veränderungen betroffen. Dies wirft dringende Fragen zu wirtschaftlichen Umbrüchen und ihren Auswirkungen auf Kulturlandschaften und das handwerkliche Kulturerbe auf. Mit den Veränderungen ihrer Landschaften stellt sich auch die Frage nach dem Überleben ihres Handwerks, was dazu führt, dass Hirt*innen und Weber*innen zu den ersten und am stärksten Betroffenen werden, aber auch zu jenen, die als Erste über diese Veränderungen Bescheid wissen. Indem diese Wissensformen in den Mittelpunkt gestellt werden, hinterfragt die Arbeit herkömmliche Hierarchien des Lernens und hebt die gegenseitige Abhängigkeit von Kultur, Ökologie und Wirtschaftsstrukturen hervor. Sie präsentiert ein seit langem bestehendes alternatives Wissenssystem, das jenseits des westlichen Kanons besteht und dessen Wurzeln tief verbunden sind mit Herkunftsort, Tradition und generationsübergreifender Weitergabe. Dabei ist dies nicht auf eine einzelne Region (hier: Burkina Faso und Ägypten) beschränkt, sondern beispielhaft dafür, wie jeder Ort über seine eigenen Wissenstraditionen verfügt, die wertvolle Einblicke in Nachhaltigkeit, Anpassung und Resilienz bieten. Von diesen Praktiken lässt sich viel lernen, nicht nur in Bezug auf Techniken, sondern auch in Bezug auf ihren Einfluss darauf, wie wir Wissen erwerben, uns erinnern und mit der Welt in Beziehung treten.

In direkter Verbindung mit künstlerischer Praxis und künstlerischem Denken, unterstreicht dies die entscheidende Rolle, die der Kunst im Prozess der Dekolonialisierung von Erinnerung zukommt. Kunst kann jedoch weder von den materiellen Bedingungen ihrer Produktion losgelöst werden noch eine Entpolitisierung erfahren, um in kapitalistische Rahmenbedingungen des Kulturkonsums zu passen. Anzuerkennen, dass Kunst auch eine monetäre Institution ist, bedeutet, die strukturellen Ungleichheiten anzuerkennen, die ihre Entstehung, Verbreitung und Zugänglichkeit prägen. Wenn wir von der transformativen Kraft der Kunst sprechen, muss diese sich mit Klassenbewusstsein und einem tiefen Engagement für Fragen der Bildung, des Zugangs, der Inklusion und der Teilhabe auseinandersetzen. Ohne dieses kritische Engagement laufen wir Gefahr, eine ästhetisierte Version

der Geschichte weiterzuführen, die die Realitäten systemischer Unterdrückung verschleiert. Die Gedenkarbeit erfordert eine kontinuierliche Auseinandersetzung damit, wie sowohl physische als auch konzeptuelle Räume Erinnerung und Macht weitertragen. Meine kuratorische und künstlerische Praxis verortet sich in diesem kritischen Raum und hinterfragt nicht nur, woran erinnert wird, sondern auch, *wie* und von *wem*. Sie stehen in dieser Hinsicht in einer Linie mit internationalen Beispielen wie Sonia Lawsons Arbeit im Palais de Lomé, wo zeitgenössische künstlerische Interventionen sich mit der kolonialen Vergangenheit Togos auseinandersetzen, und Ibrahim Mahamas Savannah Center for Contemporary Art (SCCA) in Ghana, das historische Narrative durch innovative Ansätze in Bezug auf Raum, kollektives Gedächtnis und künstlerische Produktion neu konfiguriert.³ Solche Räume erinnern uns daran, dass Erinnerungsarbeit nicht isoliert von den Gemeinschaften existieren kann, denen sie dienen soll. Stattdessen muss sie in einen Prozess des (Neu-)Denkens eingebettet sein – einen Prozess, der sowohl der Geschichte als auch den gegenwärtigen Machtstrukturen kritisch gegenübersteht. Diese Formen des Lernens betonen Erinnerung als lebendige, verkörperte Praxis und nicht als statische Dokumentation. Sie erinnern uns daran, dass Bildung nicht nur eine Wissensanhäufung bedeuten kann, sondern auch Verbindungen aufbauen, kritisches Engagement fördern und vorherrschende Narrative in Frage stellen sollte. Nicht zuletzt ist es unerlässlich, zu hinterfragen, welche Auswirkungen die Demokratisierung der Erinnerung mit sich bringt. Echte Demokratie und damit auch sinnvolle Erinnerung erfordern, dass die Teilnahme sowohl freiwillig wie auch widerrufbar ist. Neulich stieß ich auf einen Instagram-Beitrag, in dem es hieß, dass „jede*r in den Vereinigten Staaten

3 Siehe die Beiträge von Lawson und Mahama in diesem Band.

einen nicht einvernehmlichen Vertrag mit dem Genozid eingegangen ist“, und ich glaube, dass diese Aussage gleichermaßen für Deutschland gilt, wo historische und zeitgenössische Ungerechtigkeiten strukturell verankert sind – und wir alle sind Teil davon. Aber was bedeutet es, einem solchen System die Einwilligung zu entziehen? Ist Widerstand – unregierbar zu werden – nicht selbst ein demokratischer Akt? Demokratie in ihrer wahrhaftigsten Form bricht Hierarchien auf, rückt Vielfalt ins Zentrum und schafft Raum für sowohl Dissens als auch Zustimmung.

Auf dem Weg zu einer transformativen Erinnerungskultur

Allein in der Region Berlin-Brandenburg gibt es derzeit siebzehn physische Orte, die der Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit und den Holocaust gewidmet sind. Diese Orte haben zwar zu einer nationalen Erinnerungskultur beigetragen, machen aber auch ein Ungleichgewicht deutlich: das Fehlen einer institutionalisierten Erinnerung an koloniale Gewalt. Ein umfassender Ansatz zur Erinnerungsarbeit muss die Kontinuitäten zwischen verschiedenen Formen staatlicher Gewalt anerkennen, anstatt sie wie getrennte und unabhängige Geschichten zu behandeln.

Seit Jahren wird in Deutschland über den Begriff ‚Rechtsruck‘ diskutiert, also der vermeintlich plötzlichen Verschiebung des politischen Diskurses nach rechts. Der Begriff ‚Ruck‘ suggeriert jedoch eine abrupte Bewegung, während die Realität eher durch Kontinuität als einen Bruch geprägt ist. Diese Fehlinterpretation lässt die Illusion des Fortschritts weiterbestehen, obwohl es nach wie vor strukturelle Ungleichheiten gibt. In diesem Zusammenhang stellt sich die dringende Frage: Was fehlte in unseren Ansätzen zur Erinnerungsarbeit, damit solche Rückschritte möglich wurden?

Der anhaltende Anstieg rechtsextremer Straftaten in Deutschland unterstreicht, dass bestehende Institutionen des Gedenkens an ihre Grenzen stoßen, wenn es darum geht, solche Ideologien einzudämmen. Trotz zahlreicher Holocaust-Gedenkstätten und Bildungsprogramme konnten sie den Aufstieg extremistischer Aktivitäten allein nicht verhindern.

Im Jahr 2024 verzeichneten die deutschen Behörden 33.963 politisch motivierte rechtsextreme Straftaten (bis November 2024), was einen deutlichen Anstieg gegenüber den Vorjahren darstellt.⁴ Dieser alarmierende Trend wirft kritische Fragen hinsichtlich der Wirksamkeit der derzeitigen Ansätze zur Erinnerung auf. Sind diese Einrichtungen lediglich symbolisch und dienen sie vor allem einer Pflichtübung, oder beziehen sie die Gesellschaft aktiv in einen kollektiven Prozess der Reflexion und des Handelns ein? Der Begriff Rechtsruck wird der Kontinuität dieser extremistischen Entwicklungen nicht gerecht: Es handelt sich nicht um einen überraschenden Einbruch, sondern um eine anhaltende Herausforderung.

Sollten wir einen eigenen Raum für die Kolonialgeschichte und ihre anhaltenden Auswirkungen schaffen, müssen wir dessen Potenzial für eine echte Transformation kritisch bewerten. Wird er nur ein weiterer abzuhakender Punkt auf der nationalen To-do-Liste sein oder zu genuinem Verständnis und Wandel führen? Die steigende Zahl rechtsextremer Straftaten zeigt, dass physische Räume allein nicht ausreichen, um tief verwurzelte Ideologien zu bekämpfen.

Aus diesem Grund müssen wir uns Orte der Erinnerung vorstellen, die zugänglich, inklusiv und gemeinschaftsorientiert sind. Diese Räume sollten ein vielfältiges Publikum willkommen heißen und eine sichere Umgebung für Trauer, Diskussion und kollektives Lernen bieten. Wichtig ist, dass sie unabhängig von staatlichen Mitteln betrieben werden, um sowohl Stabilität als auch Freiheit von staatlichem Einfluss zu gewährleisten. Ein solcher Ansatz erfordert eine kollektive Verantwortung, über unsere Geschichte nachzudenken und uns für eine gerechtere Zukunft einzusetzen.

4 „Rechtsextremismus“, *Bundesamt für Verfassungsschutz*, https://www.verfassungsschutz.de/DE/themen/rechtsextremismus/rechtsextremismus_node.html (zuletzt abgerufen am 26. Mai 2025).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Anstieg von Rechtsextremismus und rechtsextremen Ideologien trotz einer umfangreichen Gedenkinfrastruktur die Notwendigkeit eines dynamischeren und partizipativeren Ansatzes für die Erinnerungskultur und Gedenkstättenlandschaft deutlich macht. Das Gedenken muss weg von statischen Denkmälern hin zu aktiven, inklusiven Prozessen entwickelt werden, die alle Bereiche der Gesellschaft einbeziehen, um eine Auseinandersetzung mit und ein Lernen aus den Ungerechtigkeiten der Vergangenheit zu ermöglichen.

Gerechtigkeit ist kein Endpunkt, sondern ein Prozess. Das Gleiche gilt für das Gedenken. Es erfordert die Bereitschaft, sich mit Unbehagen auseinanderzusetzen, schwierige Gespräche zu führen und gegenüber denjenigen Verantwortung zu übernehmen, deren Geschichte lange Zeit marginalisiert wurde. Das Ziel darf nicht darin bestehen, etablierte Strukturen mit neuem Antlitz zu reproduzieren, sondern neue Strukturen zu entwickeln, die die Vielfalt der gelebten Erfahrungen widerspiegeln.

James Baldwin sagte einmal sinngemäß: „Der Zweck der Kunst besteht darin, jene Fragen offenzulegen / bloßzulegen, die durch Antworten verdeckt wurden.“ Fragen zu stellen, die Kunst der Befragung, sind beständiger Teil meiner Praxis, zu der ich alle einlade. Die Erinnerungsarbeit erfordert, dass wir schwierige Fragen stellen, nicht als rhetorische Übung, sondern als Mittel, um neue Wege für die Zukunft zu erschließen. Unsere Aufgabe ist es, kritisch zu hinterfragen, was wir in Räumen der Erinnerung brauchen und wie wir Strukturen schaffen können, die nicht einfach diejenigen nachahmen, die uns nicht gerecht geworden sind. Erinnerung muss, wenn sie sinnvoll sein soll, eine aktive, beständige und ehrliche Praxis sein.

Aus dem Englischen von Asal Dardan